

4 fev-1928

zwölf Töne nacheinander, die ganze musikalische Welt, und die großen Ereignisse spielen sich bei ihm so ruhig und besonnen ab, wie der Lauf der Gestirne. Einen Hauch weiter und die Leitmotiv- und Themenwirtschaft liegt hinter uns. Ich habe den Schritt gewagt mit 30 Jahren und habe es bisher noch nicht bereut. Vielleicht wagen ihn auch andere.

FRANTZ CLÉMENT

MIT ANDRÉ GIDE

Vier Jahre lang hatte ich *André Gide* nicht mehr gesehen. Vier Jahre in der Altersperiode nach den Fünfzig, wo die Männer verfedten und Geheimratsallüren annehmen. Ich hatte mich nicht gewundert über seine Kongoreise, denn es war alles Erdenkliche geschehen, um den stets fluchtbereiten Dichter, den Unzuverlässigsten aller kulturellen Franzosen, europamüde zu machen. Er mußte damals entweichen, aber er hatte sicher unrecht, zu tun, als verbrenne er hinter sich alle seine Schiffe, denn er mußte ja wieder zurückkehren. Er hat noch viel zu viel mit dem Geheimnis von Europa und von Frankreich zu tun.

Als ich ihn vor einem Jahr zum ersten Mal wieder zum Dejeuner in einem Restaurant auf dem linken Ufer traf, war ich nicht verduzt über den gemächlichen Gang, — denn er war immer maßvoll in seinen Bewegungen — aber ich war ganz froh überrascht von seiner Jugendlichkeit. Er hat Ähnlichkeit mit den Bildern italienischer Kardinäle bekommen; aber die Augen vernichten wieder das Kirchliche und Feierliche in seinem Antlitz. Diese Augen von silbrigem Glanz, die ihr Bestes hergeben, wenn er über eine eigene oder fremde Bemerkung schmunzelt, diese frohen, spielerischen Augen.

Wir sprachen zunächst über gemeinsame Freunde. Es ist mehr Genuß, mit *André Gide* über solche Dinge zu sprechen als über Literatur. Er ist so zauberhaft, so unwiderstehlich im Umgang, weil er nicht nur die Kuriosität, sondern auch die Verehrung der Einfach-Menschlichen und Still-Gütigen besitzt. Sein Amoralismus ist aus der Verachtung brüchiger Gesetzestafeln geboren, aber er hat nie das Wesentliche der Menschen angetastet. So polemisch er sich auch manchmal äußerte, es war die Pflege der Gerechtigkeit, die ihn leitete. Es schien eine Zeitlang, als ob die Jugend sich gegen *Gide* auflehnen würde. Dann hätte er es jedenfalls nicht verschuldet, denn er ist tiefinnerlich beweglich und gerecht geblieben. Und so glaube ich kaum, daß sie ihm gegenüber in den großen Aufstand treten wird.

Sofort sprechen wir von der Jugend, besonders von der gegenwärtigen französischen Dichtung.

„Ich verstehe so gut,“ sagte er, „daß sie aktivistisch sein muß, daß sie nicht anders als aktivistisch sein kann, daß sie dabei das Heroische, Kämpferische bevorzugt und von einer bitteren Unduldsamkeit ist. Meine Generation hatte soviel Schutt wegräumen — à *déblayer*. — In unserer Jugend war der Realismus verflacht; wir mußten wieder das Ich, die Seele in ihre Rechte einsetzen.“

Er meinte die Periode in seinem Schaffen, die von den „*Cahiers d'André Walter*“ bis zum „*Immoraliste*“ geht, wo der Symbolismus das wurde, was seit einem Jahrhundert in der französischen Dichtung ausgeschieden war: Die Verherrlichung der Persönlichkeit. Schließlich kam er zur Tat.

So wunderte ich mich auch nicht außergewöhnlich darüber daß seine Kongorreise als erstes Resultat eine *kulturpolitische* Tat zeitigte: Die Anklage gegen Kolonialgreuel in Zentralafrika. Seine Sorgen kreisten in diesem Augenblick stärker um die Sünden der weißen Rasse gegen die Neger, als um irgendein Problem der Seele oder der Ästhetik. Es gab eine Periode, wo Gide es für eine Notwendigkeit hielt, sich zu entpolitisieren; heute, nachdem er in Abgründe der europäischen Menschheit geschaut, hält er es für ebenso notwendig, politisch zu handeln.

Wir stoßen hier auf eines der Grundprobleme seines Lebens. Er stammt aus altem, vornehmem Hugenottengeschlecht, aus einem Kreis, der vor Jahrhunderten, hart verfolgt, seine Seele härtete und dabei nicht nur zur Innerlichkeit erzogen wurde, sondern auch die Gewalt verschmähen lernte. Und andererseits trieb sein Wille zum vielseitigsten Erleben ihn durch Phasen hindurch, die ihn zum Handeln zwangen. Er hat kulturpolitisch nie ein Erlahmen gekannt, ist seit beinahe zwanzig Jahren der Spiritus rector der besten französischen Zeitschrift, der „*Nouvelle revue française*“, einer der Mitbegründer der *Sommerunterhaltungen von Pontigny* und sicher derjenige französische Schriftsteller, der am meisten gruppenbildende Kraft besitzt.

Ich hatte mir diesmal vorgenommen, André Gide über alles Mögliche, besonders über seine Romanform, zu befragen. Als ich ihm gegenüber saß, hielt ich es für unnütz; in den „*Faux-Monnayeurs*“ selbst und in dem entzückenden, aufregend in die Heimlichkeiten einer Dichterwerkstatt vordringenden „*Journal des Faux-Monnayeurs*“ hat er sicher alles gesagt, was zu sagen ist. Daß er einen Roman aus seinem Inneren herausbaut, als bewußtes Bekenntnis, als reine Konstruktion des Geistes, in absoluter Willkür. Wie dann aber die Figuren eigenes Leben gewinnen und ihm, dem Dichter, ihre Gesetze diktieren, ihre Forderungen vor die Feder werfen; wie dann ein Kampf entsteht zwischen dem Sinn der Ereignisse und den Sinnen, die sie bewältigen sollen, das ist die Verneinung der klassischen Romanform, der Ansturm